

(Nachdruck verboten.)

151

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

Nicht daß Pelle noch gegrollt hätte; aber die Frage hatte eine selbständige Bedeutung für ihn bekommen, es mußte Sinn in der Sache sein. Ein grübelnder Ausdruck trat in seine Augen, und er rief nachdenklich aus:

„Ja, aber Du hast mir doch selbst erzählt, daß sie Iahm in den Weinen war.“

„Ja, was weiter?“

„Dann konnte sie doch nicht gut in den Himmel rausklettern.“

„Ach, Du Kadaver — das is doch ihr Geist!“

„Dann kann der Geist der Maus aber doch auch gut da oben sein.“

„Ach, was! 'ne Maus, die hat doch keinen Geist!“

„So? — Sonst könnt' sie doch woll' nicht atmen!“

Da stand nun Rud! Und das Fatale bei der Sache war, daß er die Sonntagschule besuchte. Die Hände waren jetzt wieder am Platz gewesen, aber sein Instinkt sagte ihm, daß Pelle früher oder später die Uebermacht beim Prügelein gewinnen würde. Und die Großmutter war auf alle Fälle gerettet.

„Ja —“ sagte er nachgebend, „atmen, das konnt' sie. Aber dann is ihr Geist aufgefahren und hat den Stein umgestoßen — Du, ja, das hat er!“

Ein ferner Laut drang hinab zu ihnen, in weiter Entfernung hob sich von der Spitze eine dicke Frauengestalt ab; sie stand da und winkte drohend.

„Die Sau ruft Dich!“ sagte Pelle. Die beiden Jungen nannten sie untereinander niemals anders.

Da mußte denn Rud fort. Er erhielt die Erlaubnis, den größten Teil von dem Inhalt des Vorratskorbes mitzunehmen, und aß im Laufen; sie waren zu beschäftigt gewesen, um zu essen.

Pelle setzte sich in das Dünnengehege und hielt seine Mahlzeit. Wie gewöhnlich, wenn Rud draußen bei ihm gewesen war, begriff er nicht, wo der Tag abgeblieben war. Der Vogelgesang war verstummt, und nicht eine einzige von den Frühen lagerte mehr, folglich mußte die Uhr zum mindesten fünf sein.

Oben beim Hofe waren sie beschäftigt, einzufahren. In vollem Trab ging es hinaus und heimwärts, hinaus und heimwärts. Die Knechte standen aufrecht auf dem Wagen und prügelten mit dem Ende des Zügels auf die Pferde los. Und die schwanfenden Fuder fuhren auf den Feldwegen entlang; sie glühten spreißbeinigem, kleinem Gewürm, das übertrastet wurde und in ein Versteck eilt.

Ein Einspanner fuhr vom Hofe herunter und sauste im schnellsten Trab die Landstraße hinab, der Stadt zu. Es war der Steengaard-Bauer; er wollte offenbar zur Stadt und schwieren, so wie er fuhr! Dann stand es schlecht zu Hause, und zur Nacht würde das Weinen wieder über den Hof schallen.

Ja, ja, jetzt fuhr Vater Lasse mit dem Wasserwagen hinaus, dann war die Uhr halb sechs. Das merkte man auch daran, daß die Vögel ihr gemüthliches Abendgezwitscher anstimmten, das tief und glitzernd klang, wie die Strahlen der Sonne.

Tief drinnen über dem Steinwerk, wo sich die Krane vom Himmel abhoben, stieg hin und wieder eine Rauchwolke auf und barst in einer Fontäne aus Felsstücken. Zu allererst kam der Knall heruntergegurgelt, in Splintern und Stüden; es klang, als laufe jemand und schlage sich mit Fausthandschuhen auf die Schenkel.

Die letzten Stunden waren immer lang — die Sonne wurde so langsam. Und die Zeit hatte auch keinen Inhalt mehr; Pelle selbst war müde, und die Abendstille legte sich starken Aeußerungen dämpfend in den Weg. Aber nun fuhren sie da oben zum Melken aus, und das Vieh fing an, sich nach der Ecke der Wiese hinaufzufressen, die nach dem Hofe zu lag. Und endlich singen die Hirtenjungen drüben auf den

Nachbarhöfen an zu jodeln, erst einer, dann fielen mehrere ein:

„Ach, treib' heim, ah — ha, ah — ah — ha!“

Ah — ha, ah — ha!

Ah — ha, ah — ha!

Ah, treib' heim, ah — ah — ha!

ah — ha!“

Von allen Seiten zitterte der weiche Gesang über das abfallende Land; gleich einem glückseligen Weinen floß es hinaus in das beginnende Schimmern der Luft, und Pelles Vieh ward so langgestreckt in seinen Bewegungen. Aber noch wagte er nicht, heimzutreiben; es setzte Püffe von dem Verwalter oder dem Eleben, wenn er zu früh kam.

Er stand am obersten Ende der Wiese, an der Spitze seiner harrenden Herde, die er zusammentrieb. Und als die letzten Töne des Heimtreibegefangs ganz erstorben waren, stimmte er selbst mit ein und trat zur Seite. Die Kühe liefen mit einem eigenartig kurzen Trippeln und streckten die Köpfe vor; die Schatten des Grases lagen in langen, feinen Streifen über die Erde; die Schatten der Tiere waren unendlich. Hin und wieder brüllten die Kalber langgezogen und gingen in Galopp über. Sie sehten sich — und Pelle sehtete sich.

Hinter einer Wolke schoß die Sonne lange Strahlen durch den Baum, als habe sie alle ihre Fähigkeiten vor der Nacht zusammengefaßelt und strecke sie nun aus, in einem Streben von Westen nach Osten. Alles zeigte in langen, dünnen Streifen, das Sehnen der Kreaturen lag deutlich in der Luft abgepiegelt.

In der Seele des Kindes war nichts mehr von da draußen; alles war heimgekehrt und streckte sich vorwärts in einer fast krankhaften Sehnsucht nach dem Vater. Und wenn er dann endlich mit der Herde um die Ecke bog, und der alte Lasse da stand, glücklich lächelnd mit seinen hautlosen Augen, und die Gittertür der Hürde öffnete, da brach der Knabe zusammen, und er warf sich weinend an die Brust des Vaters.

„Was hast Du, Junge, was hast Du nur?“ fragte der Alte dann mit besorgter Stimme und strich eine zitternde Hand über die Wange des Kindes. „Hat Dir jemand was getan? Also nicht — na, das is ja gut! Sie sollen sich auch in acht nehmen — denn frohe Kinder stehen in des Lieben Gottes eigener Gut. Und mit Lasse is auch nicht gut anfinden, wenn es drauf ankommt. — So, Du hast Dich geseht? Ja, es is schön, in Deinem kleinen Herzen zu wohnen, und Lasse kann sich bloß freuen. — Aber nu geh rein und is — und nicht weinen, hörst Du, Pelle?“

Er schnäuzte dem Jungen die Nase mit seinen harten, gekrümmten Fingern und schob ihn sanft von sich.

5.

Ueber den Mann, der von Gott gesandt war und der die ernst-vormurfsvollen Augen hatte, war Pelle sich sehr bald klar geworden. Er entpuppte sich schlecht und recht als ein Handwerksmeister unten aus dem Dorf, der des Sonntags im Versammlungshaus redete; es hieß obendrein, daß seine Frau trinke. Rud ging bei ihm in die Sonntagschule, und er lebte in bedrängten Verhältnissen — er war etwas ganz Gewöhnliches.

Außerdem hatte Gustav eine Mütze bekommen, deren Kopfstück drei verschiedene Seiten herauskehren konnte — eine aus blauem Duffel, eine aus wasserdichtem Wachsdruck und eine aus weißer Leinwand zur Benutzung bei Sonnenschein. Das war ein spannendes Bewußtsein, das alles andere verdrängte und viele Tage aufregend in Vordergrund von Pelles Bewußtsein lag; er benutzte die Mütze, um alles Große und Begehrtenwerte daran abzumessen. Bis er eines Tages einen hübsch geschnittenen Handtod für die Erlaubnis gab, das Kunststück mit dem Umkränzen des Kopfstückes selbst machen zu können. So bekam er denn endlich Ruhe, und auch die Mütze mußte in seine alltägliche Welt hinein.

Aber wie sah es nur einmal in Gutsbesters Kongsstrups großen Sälen aus? Da lag wohl Geld auf dem bloßen Fußboden, das Gold für sich, und das Silber für sich; und mitten in jedem Haufen stand ein Scheffelmaß! Was bedeutete das Wort zweckdienlich, das der Verwalter benutzte, wenn er mit dem Großbauern sprach? und warum gebrauchten die Knechte das Wort Schwedisch als Schimpfwort gegen-

einanden — sie waren ja doch alle zusammen Schweden? — Hinter dem Dünenkranz, wo der Steinbruch lag, was war da? — Ja, da war ja die Grenze des Gehöfts nach der einen Seite hin! Er war noch nicht dagewesen, sollte aber mit dem Vater dahin, sobald sich eine Gelegenheit fand; ganz zufällig hatten sie erfahren, daß Rasse einen Bruder bejaß, der ein Haus badrinnen hatte. So waren sie denn dort verhältnismäßig bekannt.

Da unten lag das Meer, darauf war er selbst gefahren! Da draußen glitete Schiffe aus Eisen wie auch aus Holz dahin, aber wie konnte nur Eisen schwimmen, es war doch so schwer? Das Wasser in der See mußte stark sein, denn im Reich sank das Eisen sofort auf den Grund. Ganz in der Mitte war der Reich grundlos, da sank man dann also weiter bis in alle Ewigkeit! Der alte Dachdecker hatte in seiner Jugend über hundert Klasten Stricke mit einem Anker daran hinabgehengt, um einen Eimer herauszuholen, aber er gelangte niemals auf den Grund. Und als er den Strick wieder in die Höhe ziehen wollte, war da tief unten etwas, das den Anker ergriff und ihn hinabziehen wollte, so daß er das Ganze fahren lassen mußte.

Gott der Herr, — ja, der hatte einen großen, weißen Bart, so wie der Naasegaard-Bauer; aber wer führte ihm in seinen alten Tagen die Wirtschaft? Sankt Peter war wohl sein Verwalter! — Wie konnten die alten, dünnen Kühe ebenso junge Kälber zur Welt bringen wie die Färsen? — — —

Da war eine große Selbstverständlichkeit, auf die man keine Fragen nicht richtete, über die man überhaupt nicht in dem Sinne nachdachte, weil sie die Grundlage selber für alles Dasein war — Vater Rasse. Er war ganz einfach da, stand wie eine feste Mauer hinter allem, was man unternahm. Er war die eigentliche Vorsehung, die letzte große Zusucht in Gutem wie in Bösem; er konnte alles, was er wollte — Vater Rasse war allmächtig.

Und dann war da ein natürlicher Mittelpunkt in der Welt: Belle selber. Um ihn mußte sich alles scharen, jedes Ding war um seinetwillen da — damit er damit spielen, sich davor grauen oder es für eine große Zukunft beiseite legen konnte. Selbst die ferneren Bäume, Häuser und Steine in der Landschaft, denen er nie nahe gekommen war, nahmen Stellung ihm gegenüber, entweder freundlich gesonnen oder als Feinde. Und das Verhältnis mußte genau erwogen werden für jeden Gegenstand, der in seine Sphäre hinein-geriet.

Klein war seine Welt, er hatte erst gerade angefangen, sie sich zu schaffen. Eine gute Armlänge nach allen Seiten hin war einigermaßen festes Land, draußen trieb die rohe Materie, das Chaos. Aber Belle fand seine Welt schon ungeheuer und hatte den besten Willen, sie unendlich zu gestalten. Er hieb unerschütterlich ein, seine weitgeöffneten Sinne zogen alles an sich, was in seinen Bereich kam; sie waren wie ein Maschinenschlund, in den sich die Materie unablässig in wirbelnden Einzelteilen hineinstürzte. Und in den Strudel hinter ihnen gerieten andere und andere hinein — das ganze Weltall war auf die Wanderung zu ihm hin begriffen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ihr Erbe.

Von Lotte Zielesch.

(Schluß.)

Die elektrische Klingel gellt durch die nächtliche Stille. Hastig fährt Fräulein Renate im Bette hoch.

„Minna, Minna!“

Sie pocht an die Wand. Nichts regt sich.

„Schläft die Person wie eine tote! Na, dann muß ich natürlich wieder selbst ran!“

Hastig wirft sie ihr Morgenkleid über und tappt auf Zehenspitzen über den dunklen Flur. Geräuschlos schiebt sie sich durch die halbangelehnte Türe. — Da lag Herr Weber stöhnend in den Kissen.

„Dieje — ha verfluch—te — ha — Atennu... die Tabletten... schnell!“

Die mageren Finger in die Falten der Portiere gekrallt, beobachtet ihn die Wirtschaftlerin mit einer Art wilder Neugier. War es so weit? Kam das Ende?

Da wendet sich zitternd das ausgemergelte Greisenantlitz.

„Sind Sie da? Rasch... rasch...“

Gilg tritt Renate vor und reißt eine Schublade auf.

„Mein Gott, es sind keine mehr da...“

Das Gesicht des alten Mannes verzerrt sich.

„Haben Sie nur etwas Geduld, Herr Weber, ich laufe schnell zur Apotheke.“

Getrieben von einer unbewußt freudigen Erregung jagt sie die Treppe hinunter, ein dünnes Tuch nachlässig über die Schultern geworfen.

Schon wieder ein so schwerer Anfall — und nach so kurzer Zeit! Da durfte man wirklich begierig sein, ob er sich trotz aller Pulver noch erholen würde... Hu, wie schneidend kalt ist die Oktobernacht, da hieß es laufen, um warm zu bleiben... So schlimm hatte er's wirklich noch nie gehabt... Langsam... langsam... ganz schwindlig wird ihr wieder... das macht die ewige Aufregung.

Renate ist froh, als sie wieder oben ist und dem Alten sein Pulver verabreicht hat. Der liegt jetzt apathisch in den Kissen und scheint sich langsam zu erholen.

Todmüde wendet sie sich nach ihrem Zimmer.

Da... wie neulich... die Stiche... immer heftiger schmerzt das! Da muß sie sich noch fix heiße Milch kochen, so elend ihr auch zumute ist.

Sie preßt die Hand gegen die Brust und fühlt plötzlich, wie es in warmem Strom auf ihre Rippen tritt.

Mechanisch tut sie noch ein paar Schritte und gleitet dann taumelnd auf den kalten Steinfliesen der Küche nieder.

„Ihr Fräulein Schwester hat sich seit Jahren unverantwortlich überanstrengt. Schließlich konnte der geschwächte Körper der dauernden Infektionsgefahr nicht länger widerstehen... ich habe gehört, in welcher aufopfernder und selbstloser Weise Ihre Schwester eine schwere Krankenpflege durchgeführt hat...“ sagte der Oberarzt.

„Was? Der Alte hat sie obendrein angesteckt? Das ist ja entsetzlich!“ rief Frau Wenzel in zitternder Entrüstung.

„Ist es... ist es denn gefährlich?“

„Gefährlich!“

Der Mediziner hebt mit undefinierbarem Gesichtsausdruck die Schultern.

„Sie können nicht verlangen, daß eine jahrelang verschleppte Sache im Handumdrehen auskuriert werden kann. Ruhe — ich meine Bettruhe — ist zunächst das Wichtigste,“ doziert er milde und zieht die Uhr, denn seine Zeit ist gemessen.

„Vielleicht lassen Sie sich jetzt zu der Kranken führen. Ich komme sogleich nach.“

Vollkommen schreitet Frau Wenzel neben der diensthabenden Schwester durch die hallenden Gänge der Klinik. Vor einer der weißlackierten Türen macht sie Halt und drückt geräuschlos die Klinke herab.

Bestürzt tritt die Witwe näher.

War es möglich, daß sich jemand in so kurzer Zeit so schrecklich verändern konnte? Dieses todblaße, spitze Gesicht mit den eingefunkelten Schläfen und bläulichen Lippen, das so schwer auf den Kissen ruht, ist ihre Renate?

„Sehen Sie, wen ich Ihnen da mitgebracht habe“, sagt die Schwester freundlich.

Die Kranke hebt die bleichen Lider. Ein schwacher Freudenstrahl zuckt aus den übergroßen Augen.

„Wie nett von Dir, Hanne! Aber das war doch gar nicht nötig“, sagt sie, sich besinnend und munter werdend.

„Wie ängstlich Du auch immer gleich bist!“

Schwester Betty entfernt sich.

„Zehn Minuten, nicht länger“, mahnt sie im Hinausgehen.

„Nun, wie geht's Dir und den Mädels? Erzähle mal! — Aber nein, ich kann mich gar nicht beruhigen über das teure Reise-geld! So krank bin ich doch nicht!“

„Gerade krank genug, um so bald wie möglich mit mir nach Hause zu kommen,“ sagt Frau Wenzel zärtlich und unborsichtig.

Aufgeregt fährt Renate im Bette hoch.

„Was fällt Dir ein!“ ruft sie mit funkelnden Augen.

„Bist Du bloß hergekommen, um mich wieder damit zu ärgern und aufzuregen? Ich denke nicht daran, mitzukommen, hörst Du? — Du?“ — leucht sie atemringend.

Entsetzt gewahrt die andere den Wutausbruch.

„Nein, nein, gewiß nicht, liebste Renate, es war nur ein Scherz — ein ganz dummer“ — versichert die kleine Frau stehend, aufgelöst in Angst und Reue.

Die Kranke schlägt mit der geballten Faust auf die Bettdecke. „Und ich lasse mich nicht einsperren — merkst auch das — Ihr alle — Ihr Schafsköpfe — seht Ihr denn nicht, daß ich jetzt keine Zeit habe, im Bett zu faulenzeln — oder — oder — gönnt Ihr mir die Erbschaft vielleicht nicht — he?“

Wild schüttelt sie die Schwester beim Arm.

Frau Wenzel fängt an zu weinen.

„Bitte, bitte, sei doch nur vernünftig!“

„Oder — hat der Alte — vielleicht schon Erbschaft? Wie? Sprich! Ihr steckt ja alle unter einer Decke!“

„Jetzt hole ich Dir erst mal eine Limonade.“

Frau Wenzel macht vergebliche Anstrengungen, sich von der unklammernden Hand zu befreien.

„Nein — ich lasse Dich nicht — erst antwortest Du — willst wohl ausweichen? — O, wie falsch Du bist!... Wie falsch!“ röchelt sie noch einmal mit verlöschender Stimme. Und dann gleitet die Hand kraftlos zur Seite. Für einen Augenblick herrscht lautloses Schweigen in dem kleinen Raum. — Jetzt ein heiseres

Gurgeln und in breiten, unheimlich anwachsenden Bahnen saugt sich ein hellroter Blutstrom in das Bettzeug.

Verzweifelt ruft Frau Benzol um Hilfe.

Wärterinnen und Ärzte eilen herbei.

Geschick und lautlos walten sie ihres Amtes — in gleichmäßig-gewohnter Pflichterfüllung, die jetzt darin besteht, der Nichtverstehenden das angstvoll-jähre Sterben zu erleichtern.

Die Physiologie der Milch.

Sobald die Geburt mit der Ausstoßung des zum neuen Individuum entwickelten Eies ihr Ende erreicht hat, beginnen die Milchdrüsen ihre Tätigkeit zu entfalten, ihr Sekret in Form der Milch abzufondern. Die Anzahl der Milchdrüsen variiert bei den verschiedenen Säugetieren, ebenso wie die chemische Beschaffenheit der Milchsorten eine sehr verschiedene ist. Beim Menschen sind zwei Milchdrüsen entwickelt, bei Stute und Ziege ebenfalls zwei, bei der Kuh vier, und namentlich bei den Säugetieren, die gleichzeitig mehrere Junge zur Welt bringen, sind oft eine große Anzahl von Milchdrüsen entwickelt.

Wir wissen noch wenig darüber, wie die Milch gebildet wird, die speziellen Quellen der einzelnen Milchbestandteile sind uns noch recht unbekannt. Sowohl die Eiweißsubstanzen der Milch, wie der Milchzucker, der in reichlicher Menge darin enthalten ist, sind von den ähnlichen Bestandteilen des Blutes so verschieden, daß man eine ganz besondere Entstehung der Milch unter dem Einfluß von Stoffen, die uns zurzeit noch nicht bekannt sind, annehmen muß. Auch das Milchfett, die Butter der Kuhmilch usw., ist vom übrigen Körperfett so verschieden, daß man seine Entstehung nur auf die Einwirkung besonderer Stoffe der weiblichen Milchdrüse zurückführen kann. Die Milch, das nur nach einer Geburt abgesonderte Drüsensekret der weiblichen Milchdrüsen, ist also nicht etwa ein einfaches Filtrat des Blutes, das nach der während der Schwangerschaft sich mächtig entwickelnden Drüse strömt, sondern verdankt seine besondere Beschaffenheit erst Stoffen, die der Milchdrüse selbst entstanmen. Wahrscheinlich sind es gewisse Fermente, Stoffe, wie sie überall im Organismus vorhanden und durch eine große Wirksamkeit ausgezeichnet sind, die die Umwandlung des Bluteiweißes zu Milcheiweiß, des im Blute enthaltenen Zuckers zu Milchzucker usw. besorgen. Denn daß die Stoffe in letzter Linie aus dem Blute, dem Ernährungsstoff des gesamten Organismus stammen, darüber kann kein Zweifel sein, da auf anderem Wege überhaupt keine Stoffe in die Milchdrüse gelangen. Nur unterscheiden sich die spezifischen Bestandteile der Milch so sehr von denen des Blutes, daß eine Umwandlung durch ganz bestimmte Einwirkungen stattgefunden haben muß. Diese Umwandlung verlegt man, wie es ja selbstverständlich ist, in die Drüsenzellen der Brustdrüse, wenn wir auch bis heute noch nicht die Einwirkungen und die Stoffe kennen, die diese Veränderung bewirken.

Der weibliche Körper, der bis dahin einen großen Teil seines Blutes zur Ernährung des sich entwickelnden Embryo verwenden mußte, führt nun einen erheblichen Teil dauernd in die mächtigen Brustdrüsen, wo die Umwandlung zu Milch, dem vorläufigen Nahrungsmittel des eben geborenen Lebewesens, stattfindet. Beim gesunden Weibe pflegen die Drüsen neun bis 12 Monate Milch abzusondern, solange wie der Säugling am besten durch die Muttermilch ernährt wird. Erst mit dem Aufhören der Milchsekretion stellen sich die monatlichen Blutungen, die die alle vier Wochen erfolgende Reifung und Ausstoßung eines Eies des weiblichen Eierstockes begleiten, wieder ein und zeigen den Beginn der normalen Lebensfunktionen des weiblichen Organismus an.

Wir wollen uns nun mit der Zusammensetzung der Milch, die für alle Tierarten verschieden ist, ein wenig beschäftigen und dazu die wichtigsten beiden Milchsorten, die für uns in Frage kommen, die Frauenmilch und die Kuhmilch, näher ins Auge fassen. Das Sekret der Milchdrüsen enthält alle für das Leben des wachsenden Organismus erforderlichen Stoffe, von organischen Stoffen also Eiweiß, Fett, Zucker, von anorganischen Stoffen verschiedene Mineralstoffe und natürlich sehr reichlich Wasser. Die Zusammensetzung der Milch derselben Tierart ist im allgemeinen die gleiche und bleibt auch bei dem einzelnen Tier während der ganzen Periode der Milchabsonderung im wesentlichen gleich. Die Kuhmilch spielt bekanntlich bei der Säuglingsernährung des Menschen eine große Rolle, wie sie überhaupt als Nahrungsmittel sehr geschätzt ist. Zweifellos mit vollem Recht, denn sie enthält die einzelnen Nahrungsstoffe von vornherein in der Verteilung, die für die Ernährung des Organismus am besten ist. Während aber der Magen des Erwachsenen die Kuhmilchbestandteile leicht zu assimilieren vermag, leicht in solche Teile zergliedern kann, wie sie zur Aufnahme in das Blut, zur Resorption geeignet sind, ist der zartere Organismus des Neugeborenen dazu nicht immer imstande. Er verträgt die fremde Milchart lange nicht so gut wie die Muttermilch und geht in nicht seltenen Fällen an den Folgen der künstlichen Ernährung zugrunde oder zeigt wenigstens lange Zeit im Vergleich zu natürlich ernährten Kindern eine verminderte Widerstandsfähigkeit gegenüber äußeren Schädlichkeiten. Die bedeutenden Unterschiede der Frauen- und Kuhmilch ergeben sich aus folgender Tabelle:

	Eiweiß	Fett	Zucker	Salze
Frau . . .	1,5 Proz.	8,5 Proz.	6,6 Proz.	0,2 Proz.
Kuh . . .	3,4	8,8	4,9	0,79

Diese Zahlen schwanken je nach den Untersuchern in engen Grenzen; aus allen geht jedoch hervor, daß die Frauenmilch bedeutend zuckerreicher und eiweißärmer als die Kuhmilch ist, während der Fettgehalt annähernd der gleiche ist. Außerdem ist der Salzgehalt in beiden Milcharten sehr verschieden; die Kuhmilch enthält wesentlich mehr anorganische Bestandteile (Kalium, Natrium, Kalzium, Magnesium, Eisen, Chlor, Schwefel, Phosphor) als die Frauenmilch. Gerade die Forschungen der jüngsten Zeit auf dem Gebiete der Säuglingsernährung haben gezeigt, daß der verschiedene Salzgehalt der Milch von großer Bedeutung für das Gedeihen des Säuglings ist, daß manche Krankheitssymptome eine direkte Folge der den natürlichen Verhältnissen nicht entsprechenden Salzzuführung ist.

Abgesehen davon, daß, wie wir sahen, die quantitativen Verhältnisse der einzelnen Bestandteile der Kuh- und Frauenmilch verschiedene sind, zeigen die einzelnen Stoffe auch qualitative Unterschiede. So ist namentlich das Eiweiß der Frauenmilch von dem der Kuhmilch wesentlich verschieden, während das Fett nur geringere Abweichungen und der Zucker in Form des Milchzuckers in beiden Milcharten dieselbe Beschaffenheit zeigt. Die Differenzen in der Beschaffenheit des Eiweißes sind aber von größter Wichtigkeit, sie sind von viel erheblicherem Einfluß auf die Ernährung des Säuglings, als die quantitativen Unterschiede. Letztere lassen sich durch Verdünnung, bezw. durch Zusatz einigermaßen ausgleichen, während die Artbeschaffenheit, die qualitativen Unterschiede, durch nichts zu beeinflussen, zu beseitigen sind. Das Eiweiß der Kuhmilch enthält vor allem in großer Menge Kasein, den Käsestoff der Milch, und nur wenig Albumin, während in der Frauenmilch verhältnismäßig viel Albumin und wenig Kasein enthalten ist. Außerdem sind die beiden Kaseinarten noch in ihrer feineren chemischen Zusammensetzung boneinander verschieden; vor allem enthält das Frauenmilchkasein erheblich weniger Phosphor als das Kasein der Kuhmilch. Auf die feineren Unterschiede der noch wenig erforschten Chemie dieser Eiweißkörper wollen wir hier nicht eingehen. Auch hinsichtlich der Gerinnung zeigen die beiden Kaseinarten wesentliche Unterschiede. Aus der Kuhmilch wird das Kasein durch Säuren oder durch Kälberlab, einen aus dem Magen der Kälber gewonnenen Stoff, ausgefällt, zum Gerinnen gebracht, während das Kasein der Frauenmilch viel schwieriger zur Gerinnung zu bringen ist und in viel feineren Kloden ausfällt als das Kuhmilchkasein.

Ergibt also schon die chemische Analyse auf Grund unserer heutigen Kenntnisse erhebliche Unterschiede in der Zusammensetzung der Kuh- und Frauenmilch, so zeigt das Verhalten des Säuglings die Differenz der beiden Milchsorten in noch viel deutlicherem Maße. Die Ernährung des Neugeborenen an der Mutterbrust mit Frauenmilch ist allein eine naturgemäße und sollte darum von allen gesunden Müttern geübt werden; allein zehrende Krankheiten, wie Lungentuberkulose usw. sollen die Mütter hindern, ihre Kinder selbst zu stillen, da durch den Saugakt die an sich geschwächte Gesundheit der Mutter noch mehr beeinträchtigt wird. Für eine gesunde Frau bietet hingegen das Stillen nicht die mindeste Gefahr; für den Säugling aber ist die natürliche Nahrung in den ersten zehn bis zwölf Lebensmonaten bei weitem das Beste. Das Aussehen des von der Mutter genährten Säuglings ist ganz allgemein ein viel frischeres; er besitzt gegenüber akuten Infektionen eine viel größere Widerstandsfähigkeit, wird vor allem von den verderblichen Brechdurchfällen und Sommerdiarrhöen nicht annähernd so häufig heimgesucht, und besitzt gegen zahlreiche andere Erkrankungen, die das erste Kindheitsalter betreffen, wie englische Krankheit, Stimmkrampf usw. eine viel größere Widerstandsfähigkeit, gewissermaßen eine natürliche Immunität. Darum sollte jede Mutter, die es irgendwie ermöglichen kann, ihr Kind selbst nähren, wenn nicht ganz besondere Gründe dagegen sprechen. Die Ärzte vertreten diesen Standpunkt heute immer energischer.

Das Schicksal der Milch im Organismus des Säuglings soll uns im folgenden noch kurz beschäftigen. Die erste Veränderung erfährt die Milch im Magen; hier wird das Kasein koaguliert, d. h. zum Gerinnen gebracht. Der Magensaft des menschlichen Säuglings hat bereits die Fähigkeit, das Kasein auszufällen. Die Gerinnung wird durch einen besonderen Stoff, das Labferment, und durch die Salzsäure des Magens bewirkt. Wie wir schon erwähnten, fällt das Kasein der Frauenmilch in viel feineren Kloden aus als das der Kuhmilch, und ist vermutlich auch deshalb besser bekömmlich. Gleich im Magen werden die ausgefallenen Eiweißstoffe unter dem Einfluß anderer Fermente, namentlich des Pepsins, abgebaut, in einfachere Stoffe zerlegt und vollenfalls nach der Passage des Magens im Dünndarm so gespalten, daß die Abbauprodukte vom Blute aufgenommen werden können. Es ist ferner sicher nachgewiesen, daß bereits im Säuglingsmagen ein fettlösendes Ferment vorhanden ist, das zusammen mit einem ähnlichen Stoff aus der Bauchspeicheldrüse das Milchfett (die Butter der Kuhmilch) zur Spaltung und damit zur Resorption bringt. Desgleichen bringt der Säugling schon einen Stoff mit auf die Welt, der imstande ist, den Milchzucker, der einen sehr wichtigen Nahrungsbestandteil der Milch bildet, zu zerlegen und der Aufnahme in das Blut zugänglich zu machen. So besitzt der Neugeborene bereits die wichtigsten Verdauungsfermente, d. h. jene Stoffe, die dazu dienen, die kompliziert zusammengesetzten Nahrungsbestandteile der Milch: Eiweiß, Fett und Zucker, in einfachere Teile zu zerlegen.

Die Milch ist bekanntlich eine gelblich- oder bläulich-weiße Flüssigkeit, die das Fett in Form feinsten Tröpfchen, der sogenannten Milchfugeln, enthält. Das Milchfett ist also nicht eine zusammenfließende, ineinander übergehende Masse, sondern besteht aus allerfeinsten getrennten Tröpfchen. Eine so beschaffene Flüssigkeit nennt man eine Emulsion; die Milch ist demnach eine Fettemulsion. Beim Stehen der Milch, weit schneller noch beim Zentrifugieren, steigen die Milchfugeln an die Oberfläche und bilden hier eine sehr fettreiche Schicht, den Rahm, während die tiefen Schichten die sogenannte Magermilch bilden. Wenn man den Rahm schlägt, vereinigen sich die Fettfugeln und bilden die Butter. Der von der Butter auf diese Weise befreite Rahm liefert die Buttermilch, die also, wie die Magermilch, eine sehr fettarme Flüssigkeit darstellt, die übrigen Milchbestandteile, wie Eiweiß, Zucker, Salz aber zum großen Teile enthält und deshalb bei manchen Säuglings-erkrankungen von großem Nutzen ist. Läßt man gewöhnliche Milch längere Zeit, namentlich in der Wärme, stehen, so wandelt sich der Milchzucker in Milchsäure um; die Milch wird, wie jedermann weiß, sauer. Wie wir schon sahen, wird durch Säuren das Milchfaserin ausgefällt; das Käsegerinnsel, das zugleich einen großen Teil der Milchfugeln enthält, bildet den Käse, der noch in verschiedener Weise behandelt werden kann; die zucker- und salzhaltige dünne Flüssigkeit, die hierbei zurückbleibt, ist die Molke, die einen größeren Wert als Nahrungsmittel nicht mehr hat.

Georg Wolff.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Verwendung von Kohlenäureschnee gegen Hautkrankheiten, die erst vor wenigen Jahren von Dr. Rusey zuerst vorgeschlagen und erprobt wurde, scheint sich schnell eine feste Stellung in der modernen Heilkunde zu erobern, so daß jetzt schon eine lange Reihe von Veröffentlichungen vorliegt, die sich mit dem neuen Verfahren beschäftigen. Es ist ein wirklich erfreuliches Bild, das sich dadurch entrollt, denn die Sachverständigen sind fast ohne Ausnahme einig in der Lobpreisung dieses Mittels. Außerst einfach, wirksam und fast schmerzlos — das sind die Beiworte, die auch Dr. Artur Strauß in der letzten Veröffentlichung in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ dem Gebrauch des Verfahrens bei Hautkrankheiten zuerkennt. Nicht nur werden blutige und schmerzhaft Eingriffe vermieden, sondern auch alle anderen Arten der Behandlung durch diese in einer oder der anderen Hinsicht übertrifft, und schließlich kommt sie auch der Eitelkeit des Menschen entgegen, indem die Haut möglichst wenig dadurch angegriffen und fast niemals durch eine augenfällige Narbe entstellt wird. Der Anwendungsbereich ist sehr groß. Zunächst kommen die sogenannten tosmetischen Hautleiden in Betracht, die verschiedenen Arten von Muttermalen und anderen Mißfärbungen der Haut, die Beseitigung von Tätowierungen, dann die große Sippe der Warzen, die Wucherungen in der Nase, das Geer der Hautauschläge und die schlimmeren Krankheiten des Lupus, der Epitheliome usw. Der Kohlenäureschnee wirkt unbedingt zersehend auf das gesunde und auf das kranke Gewebe und kann bis zu dessen völliger Zerstörung gehen, und andererseits gestattet er eine ganz oberflächliche Anwendung, die nur auf eine starke Hautreizung hinauskommt. Eine ganze Minute ist schon eine sehr lange Dauer für die Berührung des Kohlenäureschnees mit dem leidenden Gewebe, obgleich zu berücksichtigen ist, daß die Empfindlichkeit der verschiedenen Personen, namentlich nach Alter und Geschlecht, sehr verschieden ist. Der Kohlenäureschnee besitzt eine Temperatur von ungefähr — 80 Grad.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.



S. Lohd. Weiß zieht und gewinnt (4+).

Schachnachrichten. Am 19. Februar findet in Rotterdam die Generalversammlung der „Märktischen Arbeiter-Schachvereingung“ statt. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

statt. Auf der Tagesordnung steht u. a. die Stellungnahme zum „Allgemeinen Arbeiter-Schachbunde“. — In der Abteilung „Norden I“ des „Berliner Arbeiter-Schachklub“ ist jeden Donnerstag von 1/9 bis 10 Uhr abends ein unentgeltlicher Schachunterricht (auch für Nichtmitglieder) eingerichtet worden. — Am 13. und 16. Januar spielte S. Alapin im „Mannheimer Arbeiter-Schachklub“ 42 Partien simultan, die er sämtlich gewann.

Spanische Partie.

(Reizute des Wettkampfs.)

Dr. Em. Lasker D. Janowski.

- 1. e2—e4 e7—e5
- 2. Sg1—f3 Sb8—c6
- 3. Lf1—b5 a7—a6
- 4. Lb5—a4 Sg8—f6
- 5. 0—0

Sehr stark ist hier 5. De2! 3. B.: 5. Le5? (Auf Le7 oder d7—d6 kann Weiß mit e2—c3 nebst d2—d4 ein starkes Zentrum etablieren.) 6. Lx×c6, d×c6; 7. S×e5, Dd4; 8. Sd3 zc. mit Bauerngewinn.

5. d7—d6

Besser ist 5. S×e4; 6. d4, b5; 7. Lb3, d5; 8. d×e5, Le6; 9. c3, Sc5; 10. Le2, Lg4 zc.

6. Tf1—e1

In Betracht kommt 6. c2—c4 (um b7—b5 zu verhindern). Auf 6. S×e4 folgt dann 7. d2—d4 mit gutem Angriff. Unterläßt aber Schwarz das Schlagen auf e4, so kann Weiß mit Sc3 oder Te1 nebst event. d2—d4 fortfahren.

6. b7—b5

7. La4—b3 Sc6—a5

8. d2—d4 Sa5×b3

9. a2×b3 Sf6—d7

Auf 9. Lb7 (von Dr. Lasker vorgeschlagen) erwidert Dr. Lasker mit 10. Lg5 und scheint mit der Ansicht recht zu haben, daß Weiß besser stünde.

10. b3—b4 Lf8—e7

11. b2—b3

In Betracht kam das Manöver Sb1—d2—b3—a5 anzustreben.

11. 0—0

12. Le1—b2 Le7—f6

13. c2—c4 Ta8—b8

14. Dd1—d2 Tf8—e8

15. Sb1—a3 b5×c4

16. b3×c4 e5×d4

Hiermit will Schwarz d4—d5 vermeiden, was seine Damenscheibebauern rüchständig machen würde.

17. Sf3×d4 Le8—b7

18. f2—f3 Sd7—e5

Bei 18. e5; 19. b×c5, S×e5; 20. Tab1 zc. wäre Bd6 bedenklich schwach geworden.

19. Sd4—f5

19. Le3! (um c7—c5 zu parieren) wäre viel stärker gewesen, was den Abtausch des Lb2 zugunsten von Weiß vermieden hätte.

19. Lb7—c8

20. Sf5—e3 Lf6—g5

21. Lb2×e5

Um den Sa3 beweglich zu machen, da sonst Bc4 immer bedroht war.

21. Te8×e5

Besser war 21. d×e5; 22. D×d8, T×d8; 23. Sac2 zc. mit etwacigem Ausgleich.

22. Sa3—c2 Lg5—f4

Aussichtslos war f7—f5.

23. Dd2—f2 Te5—h5?

Ein aussichtsloser Angriffsvorstoß, der nur den Turm deplaciert. e7—c6 nebst ev. a6—a5 zc. war besser.

24. g2—g3 Lf4—e5

25. Ta1—a3 c7—c6

26. f3—f4

Mit 28. Td11, Dc7; 27. f4, Lf6; 28. g4 zc. war der Gegner schwer zu bedrängen.

26. Le5—f6

27. Te1—d1 Lf6—e7!

28. c4—c5 Dd8—c7

29. e5×d6 Le7×d6

30. e4—e5 Ld6—f8

Auf 30. L×b4?; 31. S×b4, T×b4; folgt 32. Dd2 mit der Drohung Dd8f.

31. Ta3—d3 Lc8—h3??

Ein großer Fehler. In Betracht kam c6—e5, um ev. mit Lb7 und Dc6 die Angriffsbildung nach h1 zu besetzen. Der Zertzug hat sofortigen materiellen Nachteil zur Folge.

32. g3—g4 Th5—h6

33. Se3—f5 Th6—h5

34. Sf5×g7! Lh3×g4

35. Sg7×h5 Lg4×h5

36. Td1—d2 h7—h6?

37. Td3—d7 Dc7—b6

38. Df2×b6 Tb8×b6

39. Td7—d3 c6—c5

40. f4—f5! c5×b4

41. Td2—g2† Kg8—h7

42. Td8×f8 b4—b3

43. Tg2—g8. Aufgegeben. Daß 2† kann nur mit Tg6† abgewendet werden. — Eine der verhältnismäßig besten Partien dieses minderwertigen Matthes.

Briefkasten. Bezüglich des retrospektiven Problems von S. Lohd vom 31. Dezember erhielten wir von einigen Lesern die Eintwendung, es sei zwar (am 7. und 14. Januar) bewiesen worden, daß die Diagrammstellung durch keinen anderen „letzten“ Zug von Schwarz als durch 0, 17—f5 entstehen konnte; jedoch sei noch zweifelhaft geblieben, ob selbst in dieser letzteren Voraussetzung (von 0, 17—f5) man von der Anfangsstellung der Steine zur Diagrammstellung nach den Spielregeln gelangen könne. Um diesen Zweifel zu beheben, bringen wir nachstehend das Beispiel einer Partie, die mit spielgerechten Zügen zur Diagrammstellung führt: 1. g4, e6; 2. Lg2, Dg5; 3. Le4, De3; 4. f×e3, Sc6; 5. Lg6, h×g6; 6. Kf2, Sd4; 7. e×d4, a5; 8. Ke3, Le5; 9. Kd3, La7; 10. Ke4, Th5; 11. Sf3, Te5†; 12. d×c5, Se7; 13. Kb5, Sd5; 14. Sd4, Sb6; 15. c×b6, Lb8; 16. Tf1, Ta7; 17. b×a7, b6; 18. Sc3, Lb7; 19. De1, Ld5; 20. Ke4, Lb3; 21. a×b3, a4; 22. b4, Ke7; 23. Ta3, Kd6; 24. Sc4†, Ke5; 25. Th3, a3; 26. Sb3, a2; 27. Kb7, a1†; 28. Ke3, Ta5; 29. Sa1, Kd4; 30. b3, Th5; 31. Lb2†, Kd5; 32. Le5, Th7; 33. Tf6, g5; 34. Lf4, g×f4; 35. Kd8, Th8†; 36. Ke7, Te8; 37. Sd6, Ke5; 38. Se8, Ke4; 39. Kf8, Td8; 40. Kg8, Te8; 41. Th8, Td8; 42. Kh7, Td8; 43. Sd6†, Ke5; 44. Sf5, Tg8; 45. Sh4, Ke4; 46. Sg6, Kd5; 47. Sf8, Ke5; 48. Dh4, Ke4; 49. Dh6, Ke5; 50. g5, Ke4; 51. Tg6, Kf5; 52. Tf8†, Kg4; 53. Tg6, 17—f5. Die Diagrammstellung ist da! . . . Im obigen Beispiel kann man wohl die Züge teilweise umstellen, teilweise variieren, jedoch nicht im wesentlichen. Schwierlich wird es auch möglich sein, eine kürzere Zügezahl zu erreichen! . . .